

Jost Hermand

Von Deutsch zu Denglisch

Stationen deutscher Sprachgeschichte



böhlau



Jost Hermand

VON TEUTSCH ZU DENGLISCH

Stationen deutscher Sprachgeschichte

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Lindenstraße 14, D-50674 Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildungen: Reichadler und amerikanische Flagge (AKG-images)

Korrektur: Jörg Eipper-Kaiser, Graz
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-51272-9

Inhalt

Vorwort.....	7
Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“ des Heiligen Römischen Reichs Unteutscher Nation. Un résumé compact.....	11
Zur Ideologie der Befreiungskriege. Friedrich Ludwig Jahns Programm einer konsequenten „Muttersprachlichkeit“	29
Dialekt als Waffe. Adolf Glaßbrenners plebejische Eckensteher, räsonnierende Guckkästner und aufmüpfige Kleinbürger	51
Phonographische Präzision. Soziolekt als Indiz milieubedingter Verhältnisse im deutschen Naturalismus des späten 19. Jahrhunderts.....	81
An den breiten Massen vorbei. Expressionistische Wortballungen.....	97
Mastering two languages mit derselben poetischen Finesse. Der sich ins „Haus der Sprache“ zurückziehende Exildichter Felix Pollak.....	129
Total Assault Against Daddy’s World. Der Scene-Jargon der jugendlichen Poprebellen der siebziger Jahre.....	153
Das Eigene im Fremden. Zur Sprache der deutschen Türken	177
Amerikanismen und denglodeutsche Neubildungen. Abschied von der „Muttersprache“?.....	195

Anmerkungen	213
Bildnachweise	229
Personenregister	231

Vorwort

Über die Geschichte der deutschen Sprache gibt es bereits unzählige Bücher und Aufsätze, aber sie wurden lange Zeit zumeist von Philologen und Linguisten geschrieben, denen es vornehmlich darum ging, in fachspezifischer Weise auf die vielfältigen Wandlungen hinzuweisen, die sich innerhalb dieser Sprache in semantischer, lexikographischer und grammatikalischer Hinsicht oder auch in Anbetracht fremdsprachlicher Beeinflussungen beobachten lassen. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich sogar in diesem Bereich ein Wandel ins Kulturgeschichtliche angebahnt, der auch die dahinter stehenden politischen und sozioökonomischen Vorgänge ins Auge zu fassen beginnt, ohne die viele dieser zum Teil drastischen Veränderungen der deutschen Sprache kaum zu verstehen sind. Doch damit haben sich Forschungsfelder eröffnet, welche selbst von noch so versierten Sprachwissenschaftlern kaum zu überschauen sind. Dennoch sollte man sogar in dieser Hinsicht, wie bei allen ins Politische, Soziale und Kulturelle übergreifenden Bemühungen, die einen Mut zur Unvollkommenheit voraussetzen, nicht von vornherein verzagen. Schließlich interessiert uns heutzutage an solchen Vorgängen – nach der Überwindung des Positivismus als auch der älteren Geistesgeschichte – nicht nur das Faktische oder Ideelle, sondern auch das ganz Konkrete, nämlich die Grundvoraussetzungen derartiger Wandlungen in politischer und sozioökonomischer Hinsicht, die hinter allen kulturellen und damit auch sprachlichen Phänomenen stehen sowie diese prägen oder zumindest beeinflussen.

In diesem Sinne fasse man daher die folgenden Beiträge nicht als philologisch erschöpfende Studien, sondern als kulturhistorische Schneisen in einen Dschungel bisher meist übersehener Regionen auf, die sich eher um eine Bloßlegung von soziopolitischen Strukturen als um eine philologische Datenfülle bemühen. Dementsprechend beginnt jedes Kapitel – wenn auch in höchst cursorischer Form – erst einmal mit einer polithistorischen und zugleich sozialgeschichtlichen Einleitung in die jeweils behandelte

Vorwort

sprachgeschichtliche Problemstellung, um so den Hauptakzent von vornherein auf die gesellschaftliche Relevanz und nicht auf die von allen Schläcken gereinigte Szientivität zu legen.

Was deshalb in den folgenden Kapiteln im Vordergrund stehen soll, ist nicht die Sprache „an sich“, sondern stets der jeweilige Soziolekt, das heißt die Frage, welche gesellschaftliche Schicht sich in offizieller, alltäglicher oder literarischer Hinsicht einer bestimmten Sprachsorte bedient hat, um entweder ihre Herrschaft zu befestigen, gegen die Dominanz der jeweils Regierenden zu rebellieren oder sich neuerdings einfach dem Trend ins Globalisierende und Digitalisierende anzuschließen. Damit wendet sich diese Sehweise gegen das noch immer von konservativer Seite verteidigte Konzept, in allen sprachlichen Wandlungen etwas „organisch Gewachsenes“ zu sehen, das lediglich seinen eigenen Gesetzen unterliegt und dem sich alle daran Beteiligten zumeist widerstandslos angeschlossen hätten. Schließlich ist die herrschende Sprache fast immer die Sprache der Herrschenden, die sich als führende Meinungsträgerschicht ihrer bedient, um die ihr Untergebenen oder unbewusst Folgenden in ihrem Sinne zu beeinflussen oder gar zu indoktrinieren, was deshalb die dagegen aufbegehrenden Bewegungen zum Teil veranlasst hat, nicht nur mit andersartigen ideologischen Anschauungen, sondern auch mit neuartigen Sprachformen aufzutreten.

Ich weiß, eine solche Sehweise eröffnet ein „weites Feld“, welches auch Ausblicke auf andere kulturhistorisch zu beackernde Felder ermöglicht. Doch dieses Buch begnügt sich erst einmal damit, wenigstens einige Stationen innerhalb des höchst vielfältigen, von mannigfachen Einflüssen geprägten Verlaufs der deutschen Sprachgeschichte aufzuzeigen. Eine wesentlich ausführlichere Darstellung all dieser Veränderungsprozesse unter der in ihm anvisierten Perspektive würde daher sicher viele Bände umfassen, die vielleicht nie geschrieben werden, obwohl sie höchstwahrscheinlich wesentlich fundiertere Erkenntnisse als die in diesem Buch angestrebten ermöglichen würden.

Doch auch vorläufige Ansätze zu einer Erforschung aller im Laufe der letzten Jahrhunderte in Deutschland gesprochenen Soziolekte, Dialekte,

offiziellen Verlautbarungen, ausländischen Sprachen, Szenejargons, revolutionären Wortballungen oder kommerziellen Werbesprüche sowie ihrer literarischen Ausformungen sind sicher nicht völlig überflüssig. Worauf sie hinweisen wollen, ist, dass sich nach dem Heiligen Römischen Reich Undeutscher Nation, ja, selbst noch im Deutschen Bund des 19. Jahrhunderts, in denen neben vielen Dialekten auch französisch, ungarisch, polnisch, tschechisch und jiddisch gesprochen wurde, sich das Hochdeutsche als die allein gültige Hochsprache erst nach der bismarckschen Reichsgründung durchsetzte. Und das währte immerhin bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, als es durch die nazifaschistischen Vertreibungen zu einer zum Teil ins Fremdsprachliche tendierenden Exilliteratur kam sowie sich darauf durch die in die westdeutsche Bundesrepublik eingewanderten Türken und schließlich durch die in den letzten Jahren einströmenden Asylsuchenden aus den Ländern des Nahen Osten und Nordafrikas – trotz aller Integrationsbemühungen der jeweiligen Regierungen – ein Migrantendeutsch entwickelte, das sogar im literarischen und massenmedialen Bereich nicht mehr zu übersehen ist. Ja, nicht nur das. Schon durch den bereits in der frühen BRD beginnenden Einfluss der USA, der sich im Laufe der letzten Jahrzehnte im Zuge der fortschreitenden Globalisierung und Digitalisierung sogar noch verstärkte, setzte in Deutschland zugleich eine sprachliche Denglisierung ein, die sich in immer weiteren Bereichen des geschäftlichen und alltäglichen Lebens bemerkbar machte. Ob sich daraus neue Formen der deutschen Sprache ergeben werden, bleibt vorerst abzuwarten. Das hängt völlig davon ab, wer in Zukunft im „Industriestandort Deutschland“ die politisch, sozialökonomisch und massenmedial herrschenden Kreise sein werden.

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“ des Heiligen Römischen Reichs Unteutscher Nation. Un résumé compact

I

Die Begriffe „teutsch“ oder „deutsch“ haben eine ebenso wandlungsreiche wie bedeutungsschwangere Vorgeschichte, die vielen Deutschen heutzutage kaum oder gar nicht mehr bewusst ist. Historisch gesehen geht dieser Terminus auf das altdeutsche Wort „thiutisk“ (von „thiot“, das Volk) zurück, das erstmals von jenen germanischen Bevölkerungsgruppen verwendet wurde, zu denen vor allem die Friesen, Sachsen, Thüringer, Franken, Alemannen, Schwaben und Bayern gehörten, die sich seit vorchristlicher Zeit in Mitteleuropa ausgebreitet hatten. Trotzdem gab sich das dort entstandene großräumige Frankenreich seit der im Jahr 800 in Rom erfolgten Kaiserkrönung Karls des Großen – in der Nachfolge des altrömischen Cäsarenreichs und in klarer Abgrenzung vom byzantinischen Kaisertum in Konstantinopel – nicht als Imperium Germanicum, sondern im Sinne einer Translatio Imperii als Imperium Romanum oder gar ab 1157 als Sacrum Imperium Romanum aus. Die offizielle Bezeichnung Heiliges Römisches Reich erhielt dieses Staatsgebilde erst unter Kaiser Karl IV., worauf sich in einigen Urkunden ab 1442 auch die Bezeichnung Heiliges Römisches Reich Teutscher Nation findet.

Dennoch kann im Hinblick auf die dort lebenden Bevölkerungsschichten schon damals und auch in den folgenden Jahrhunderten von einer einheitlichen „teutschen Nation“ keine Rede sein. Indem die kaiserliche Zentralgewalt, die unter den Saliern und Staufern noch erheblich gewesen war, immer schwächer wurde, das heißt die verschiedenen Landesfürsten und Bischöfe zusehends souveräner auftraten und zugleich die in Adel, Klerus und Bauern gegliederte mittelalterliche Ständegesellschaft durch die Entstehung städtischer Ansiedlungen mit einem auf eigenmächtige Rechte

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

pochenden Bürgertum zusehends an Bedeutung verlor, trat der bisherige Reichsgedanke und damit die Vorstellung einer einheitlichen deutschen Nation immer stärker in den Hintergrund. Und das hatte nicht nur rechtsstaatliche, sondern auch sprachliche Auswirkungen. Während bis dahin – neben einer winzigen Minderheit von im Lateinischen bewanderten Klerikern und Scholaren sowie einer ebenso numerisch unbedeutenden Minderheit sich um eine mittelhochdeutsche Literatursprache bemügender Ritter und Lehensmannen – die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung, die weder lesen noch schreiben konnte, im täglichen Umgang an ihren jeweiligen Dialekten festgehalten hatte, setzte sich im späten 15. Jahrhundert in den immer selbstbewusster auftretenden freien Reichsstädten durch die wirtschaftliche Machtstellung der dortigen Ratsherren sowie die Erfindung der Buchdruckerkunst eine frühneuhochdeutsche Sprachgebung durch, die immer breitere Schichten in ihren Bannkreis zog.

Doch der politisch, sozial und sprachlich entscheidende Wendepunkt in dieser Hinsicht trat erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein. Während sich das mittelalterliche Reichsgefüge trotz mancher dynastischen Streitigkeiten bis dahin als halbwegs stabil erwiesen hatte, setzte plötzlich – durch die überall aufflackernden Bauernaufstände sowie den im Jahr 1517 gegen die Übermacht der allein seelig machenden Papstkirche erfolgten Thesenanschlag Martin Luthers und die sich daran anschließende Ausbreitung des Protestantismus – eine tiefe Krise des Heiligen Römischen Reichs Unteutscher Nation ein. Zugegeben, die Bauernaufstände wurden von den einzelnen Landesherren mit ihren Ritterheeren und Landsknechtshorden blutig niedergeschlagen, aber die lutheranische Reformation sowie die mit ihr einhergehenden Wiedertäufer, Calvinisten und Zwinglianer, deren Lehren sich in weiten Bereichen überraschend schnell verbreiteten und damit der überwältigenden Machtfülle der römisch-katholischen Kirche in vielen Landesteilen den Boden entzogen, führte fast zum Zusammenbruch der an ultramontanen Überlieferungen festhaltenden kaiserlichen Zentralgewalt – ein Vorgang, welcher erst im Jahr 1555 durch den in Augsburg geschlossenen Religionsfrieden vorläufig aufgehoben wurde, der unter der Formel „Cuius

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

regio, eius religio“ („Wer die Macht hat, bestimmt die Religion“) jedem der inzwischen immer zahlreicher gewordenen Landesfürsten das Recht verlieh, über die Religionsform innerhalb seines Herrschaftsbereichs nach eigenem Gutdünken selbst zu entscheiden.

Und das hatte nicht nur politische und soziale, sondern auch sprachliche Auswirkungen. In den katholischen Gebieten blieb es – linguistisch gesehen – weitgehend beim Status quo der älteren Verhältnisse. Im kirchlichen Bereich, wo man Luthers Bibelübersetzung als des „Teufels Gebetsbuch“ diffamierte, dominierte hier nach wie vor das Lateinische, das durch das neulateinische Jesuitentheater sogar noch zusätzlich nobilitiert wurde, während die unteren Bevölkerungsschichten weiterhin an ihren als „niedrig“ und damit nicht bildungs- oder literaturfähig hingestellten Dialekten festhielten. In den protestantisch gewordenen Landesteilen des Heiligen Römischen Reichs setzte sich dagegen – trotz der Widerstände der zwar ebenfalls antipäpstlich eingestellten, aber lateinisch schreibenden stadtbürgerlichen Humanisten sowie der nach wie vor plattdeutsch sprechenden norddeutschen Bevölkerung – nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den staatlichen Dekreten, dem erbaulichen und literarischen Schrifttum sowie im alltäglichen Umgang immer stärker das durch die Bibelübersetzung Luthers maßgeblich gewordene mitteldeutsche Meißnerdeutsch durch.

Allerdings hörte auch hier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die sprachliche Gemengelage keineswegs auf. Einer der Hauptfaktoren dafür war das steigende Selbstbewusstsein der protestantischen Landesherren und der in ihren Diensten stehenden Vertreter der Hofbürokratie, die sich immer stärker dem Herrschaftsanspruch der kaiserlichen Zentralgewalt entzogen und sich – in schroffer Ablehnung des in den katholisch gebliebenen Landesteilen des Heiligen Römischen Reichs herrschenden ultramontan ausgerichteten Zeremonialwesens – in ihrem dynastischen Auftreten zusehends an nichtdeutschen, vor allem französischen Herrschaftsformen orientierten, was im Folgenden im Hinblick auf die sich daraus ergebenden sprachlichen Auswirkungen etwas detaillierter ausgeführt werden soll.

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

II

Zu welchen Konsequenzen dieses eigenmächtige Herrschaftsgebaren führte, lässt sich auf den ersten Blick nur schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Wie immer vollzogen sich diese politischen, ökonomischen, sozialen und sprachlichen Wandlungsprozesse auch diesmal recht vielschichtig, ja, zum Teil sogar höchst widersprüchlich. Dennoch lassen sich bei genauerem Zusehen einige zentrale Entwicklungstendenzen durchaus klar erkennen. Unter politischer Perspektive betrachtet setzte sich damit jene später als „Frühabsolutismus“ bezeichnete Regierungsform durch, die sich in prunkvollen, meist noch klassizistisch ausgestatteten Residenzen konsolidierte und – im Gegensatz zu den bisher noch weitgehend von adelsfeudalistischen Privilegien geprägten Gesellschaftsverhältnissen – kaum noch andere Herrschaftsformen neben sich duldete. In ökonomischer Hinsicht führte das zu einer merklichen Schwächung der bisher recht selbstbewusst aufgetretenen freien Reichsstädte und den dort entwickelten Verwaltungs- und Wirtschaftsformen, wodurch selbst der norddeutsche Hanse-Bund sowie als reich geltende Städte wie Nürnberg und Augsburg viel von ihrer früheren Bedeutung verloren. Sozial gesehen wurden damit die stadtbürgerlichen Bevölkerungsschichten in weiten Teilen des Heiligen Römischen Reichs Unteutscher Nation zusehends entmachtet und selbst von ihnen ein Obrigkeitsdenken abverlangt, gegen das sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch durchaus aufbegehrt hatten. Kurzum: im Mittelpunkt aller Herrschaftsgebiete stand jetzt nicht mehr die Adels- und Großbürgerschicht, sondern ausschließlich der alleinbestimmende Fürst, der sich in selbstherrlicher Gesinnung immer weiter von den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten distanzierte.

Sprachgeschichtlich betrachtet hatte diese Wende ins Frühabsolutistische folgende Konsequenzen. Während selbst in den protestantischen Landesteilen an den Universitäten weiterhin das Lateinische die vorherrschende Bildungssprache blieb, setzte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den gleichen Landesteilen im Bereich der Höfe und des sich an ihm

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

orientierenden Adels und gehobenen Bürgertums – mit deutlichen Affekten gegen das Volkstümliche, Pöbelhafte, ja geradezu „Grobianische“ in der Sprachgebung der voraufgegangenen Jahrzehnte – die Neigung zu einer wesentlich „edleren“ Hochsprachlichkeit ein, die schließlich 1624 in dem manifestartigen *Buch von der teutschen Poeterey* von Martin Opitz ihre maßstabgebende Ausprägung erhielt. Im Einflussbereich der fürstlichen Residenzen, wo man sich von der älteren Reichsordnung „teutscher Nation“, die in diesen Kreisen als ein längst überfälliges „Monstrum“ galt, abzusetzen versuchte, orientierte man sich dagegen, wie gesagt, zusehends an jener bereits als „frühabsolutistisch“ geltenden Staatsform, wie sie sich in Frankreich herausgebildet hatte, was sich nicht nur auf die Anlage immer prunkvoller ausgestatteter Schlösser sowie die eigenmächtige Aufstellung stehender Heere, sondern auch auf die damit verbundene Sprachgebung auswirkte.¹

Im Hinblick auf die Schlossbauten sowie ihre nach französischem Vorbild entworfene Innenausstattung und ihre weiträumigen Gartenanlagen drangen daher schon seit dem späten 16. Jahrhundert folgende französische Lehnwörter in die frühabsolutistische teutsche Sprache ein. Und zwar gilt das nicht nur für plötzlich auftauchende Begriffe wie „chatelet“, „palais“ und „residence“, deren „boudoirs“, „cabinets“ und „chambres“ mit ihren kunstvollen „passements“ und „tapisserien“ (Verzierungen) gern als „magnifique“ oder „luxurieux“ herausgestrichen wurden, sondern auch für höfische Personenbezeichnungen wie „ambassadeur“, „excellence“ (Hofrat), „gouverneur“, „marquis“, „ministre“ (Staatsbeamter), „prince“, „princesse“, „senechal“ (Oberhofmeister), „souverain“ und „vicomte“ sowie die ihnen unterstehende, geradezu unübersehbare Schar von „secretaires“, „serveurs“, „valets“ und anderer „domestiques“, über welche die Hofkreise je nach Belieben verfügen konnten. Nicht minder reich wirkt der aus dem Französischen entlehnte Wortschatz, wenn diese Schichten auf die „grandesse“ der die jeweiligen Schlösser umgebenden „parcs“ mit ihren pittoresken „allees“, „arcades“, „bassins“, „bosquets“, „cascades“, „colonades“, „fontaines“, „menageries“, „orangeries“, „promenades“ und „parterres“ (Blumenbeeten) zu sprechen kamen.

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

Fast noch bezeichnender für die neuen, sich an den frühabsolutistischen Höfen durchsetzenden Herrschaftsformen sind all jene als Ausdruck einer ehrerbietigen „contenance“ empfundenen Ausdrücke, bei denen die Wörter „höfisch“ und „höflich“ eine innige Symbiose eingingen. Vor allem im Umgang mit den jeweiligen Fürsten, Prinzen, Exzellenzen und anderen Höflingen verbreitete sich in diesem Bereich eine „courtoisie“, in der nicht das Mitmenschliche, sondern fast ausschließlich der Ton der Unterwürfigkeit, der „reverence“, ja, der „devotion“ vorherrschend wurde. Dafür sprechen vor allem aus dem Französischen entlehnte Verben wie „accomodiren“ (sich einordnen), „accordiren“ (zustimmen), „ajustiren“ (sich schicken), „assuriren“ (sich anpassen), „caressiren“ (jemandem schmeicheln), „complimentiren“ (Lobeshymnen anstimmen) oder „harangiren“ (wohlsprechen), um sich nicht als „pöbelhaft“ zu „blamiren“, sondern darauf zu hoffen, innerhalb der hierarchisch gegliederten Hofgesellschaft durch ein wohlgefälliges Betragen zu „arriviren“, zu „avanciren“ oder zu „reussiren“. Die gleiche „contenance“ äußerte sich in Sprachfloskeln wie „um pardon bitten“, den Oberen die nötige „hommage“ (Huldigung) zu erweisen, sich um „faveurs“ (Gunstbezeugungen) zu bemühen, in heiklen Situationen die erforderliche „discretion“ zu bewahren, das heißt sich möglichst „acceptable“, wenn nicht gar „amiable“ (liebenswert) oder „gracieux“ (anmutig) zu geben.

So viel zum Einfluss der französischen Sprache innerhalb der frühabsolutistischen Hofgesellschaft und der in ihr dominierenden Umgangsformen. Da jedoch die zahlreichen Konflikte zwischen der katholischen Liga und der protestantischen Union die verschiedenen Fürsten schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dann während der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zwischen 1618 und 1648 die immer souveräner auftretenden Potentaten dazu zwangen, ihren selbstherrlichen Interessen dienende Heere aufzustellen, nahmen sie sich auch auf diesem Gebiet die als besonders straff gegliederte französische „armee“ zum Vorbild. Die Vielzahl der damit verbundenen Entlehnungen ist kaum zu übersehen. Dafür spricht, dass an die Stelle der älteren Ritterheere und Landsknechtshorden jetzt auch die „bataillons“, „brigades“ und „divisions“ des Militärs in „artillerie“, „arriere-gardes“,

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

„cavalerie“, „derriere-gardes“ und „infanterie“ eingeteilt wurden, denen als rangmäßig genau abgestufte „officiers“ eine Fülle von „capitains d’armes“, „colonels“, „cornets“, „corporals“, „generals“, „lieutenants“, „marechals“ und „sergeants“ vorstanden, welche die streng zu befolgenden Befehle ausgaben, während die „soldats“, ob nun die „avanturiers“ (Freiwilligen), die „cuirasiers“, die „grenadiers“ oder die „musquetiers“ zunehmend mit „arquebuses“, „baionettes“, „canons“, „carabiners“ und „pistoles“ ausgestattet wurden.

Derselben Fülle an französischen Fremdwörtern begegnet man in den Schriften dieser Ära, wenn von kriegesischen Auseinandersetzungen die Rede ist. Nachdem die jeweiligen Truppenverbände ins Feld „marchirt“ waren, sollten sie stets bereit sein, kein „rendevous“ mit den feindlichen „armeen“ zu scheuen, die nötige „courage“ aufzubringen, „patrouilles“ vor auszuschicken, den Gegner zu „attaquiren“ oder zu „chargiren“, eine geschlossene „front“ zu bilden, keinen „combat“ zu fürchten, sich in „battailles“ stets siegreich zu erweisen, „barricades“ zu bauen, „canonades“ durchzuführen, Städte zu „bombardiren“ oder zu „bloquiren“ (belagern), unter den Gegnern ein „massacre“ anzurichten und im Feindesland rücksichtslos zu „maraudiren“, das heißt alles, was ihnen im Wege steht, auszuplündern, zu verwüsten oder dem Erdboden gleich zu machen.

Doch nicht genug damit. Selbst im Zivilleben der Hofkreise und des mit ihm verbundenen gehobenen Bürgertums setzte sich in diesem Zeitraum eine an französischen Vorbildern orientierte „contenance“ sowie ein sich daraus ergebender Wortschatz durch. So komplimentierte man sich schon damals selbst im familiären Umkreis häufig mit Etikettierungen wie „monsieur“, „madame“, „demoiselle“, „oncle“, „tante“, „neveu“, „cousin“ und „cousine“, statt weiterhin Herr, Frau, Fräulein, Oheim, Muhme, Neffe, Vetter oder Base zu sagen, stattete sich „visites“ ab, begrüßte sich mit „bon jour“ und „adieu“, kleidete sich „alamode“, indem man sich „perruques“ aufsetzte und elegante „camisoles“ (Westen) trug, versuchte im gesellschaftlichen Verkehr jeden „affront“ zu vermeiden, benahm sich gegenüber gesellschaftlich Höherstehenden besonders „affectueux“, bemühte sich im „amourösen“ Umgang mit dem anderen Geschlecht um „charme“ und „galanterie“,

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

gebrauchte im Verkehr mit gesellschaftlichen Gleichrangigen das französische „Vous“ (Sie), kurzum: versuchte sich in seinem Sozialverhalten so weit wie möglich von dem mit „Du“ angeredeten „gemeinen Volk“ der Bediensteten, kleinbürgerlichen Handwerker und in Frondiensten arbeitenden Bauern abzusetzen.

III

Dass ein solches, lediglich auf Rang und Ansehen bedachtes Alamode-Gebaren in gewissen teutschgesinnten Kreisen zu Gegenreaktionen führen würde, konnte kaum ausbleiben. Allerdings erfolgten solche Missmuts-erklärungen nicht von Seiten der weiterhin im Zustand gesellschaftlicher Unmündigkeit lebenden kleinbürgerlichen oder bäuerlichen Bevölkerungsschichten, die nach wie vor weder lesen noch schreiben konnten, sondern wurden anfänglich lediglich von einigen protestantischen Fürsten im mitteldeutschen Bereich unterstützt, die sich mit einer längst obsolet gewordenen reichspatriotischen Gesinnung sowohl gegen die kaiserliche Zentralgewalt im Süden als auch gegen das immer mächtiger werdende Hohenzollernregime im Osten aufzulehnen versuchten.

Dafür spricht unter anderem die 1617, also kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs gegründete „Fruchtbringende Gesellschaft“,² mit der sich die Anhaltiner, Askanier, Sachsen, Thüringer und Wettiner bemühten, ein ihren Eigeninteressen dienendes Sprachrohr zu verschaffen, und sich dabei der Mithilfe einiger neuhumanistisch eingestellter Literaten wie Andreas Gryphius, Georg Philipp Harsdörffer, Friedrich von Logau, Johann Michael Moscherosch, Martin Opitz, Johann Rist, Caspar Stieler und Philipp von Zesen versicherten, die es als eine „hohe Ehre“ empfanden, in diese hochadlige „erlauchte Gesellschaft“ aufgenommen zu werden. Vor allem Rist in seinem Büchlein *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* (1642) sowie Moscherosch in seiner Satire *Wunderbarliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald* (1643) zogen demzufolge gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges mit „altteutschem“ bzw. „altfränkischem“ Eifer gegen ein

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“



Abb. 1: Peter Ißelburg: Eine Sitzung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ (1622)

an den Franzosen orientiertes „Alamode“-Wesen vom Leder und warfen den „französelnden“ Mitgliedern jener ehrgeizigen, mit einem arroganten Imponiergehabe auftretenden „neusüchtigen Teutschlinge“ vor, sich um ein „cavaliersmäßiges“ Ansehen zu bemühen, indem sie in ihre „discourse“

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

allerhand „fremde Wörter“ einmischten, um sich so „noble“ und „amiable“ wie nur möglich zu geben, sich mit den nötigen „accessoires“ „a la mode“ zu kleiden, „alamodische“ Briefe zu schreiben, darauf zu bestehen, im Rahmen der bestehenden „etiquette“ (Rangordnung) als „monsieur“ oder gar als „cavalier“ angedredet zu werden, sich „amouren“ zu leisten, ja, die bisherigen „Schandhuren“ zu „maitresses“ aufzuwerten, kurzum: alles Neue, Bessere, Vornehmere als „a la mode de France“ hinzustellen, um sich damit als „elegant“ oder „modern“ auszuzeichnen.

Durch die 30 Jahre währenden Kriegswirren blieben jedoch die Auswirkungen der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ sowie anderer Sprachgesellschaften dieser Art und die Schriften der sie unterstützenden Literaten weitgehend auf eine kleine Bevölkerungsschicht beschränkt. Alle diese Gruppen setzten sich zwar mit protestantischem Eifer für eine durchgehende „Reinigung“ der deutschen Sprache von allen „fremdländischen“ Wörtern ein, konnten jedoch den Alamode-Wortschatz der sich weiterhin an der französischen „contenance“ orientierenden absolutistischen Fürsten und Adelskreise nicht völlig beseitigen, sondern lediglich etwas eindämmen.³

Und selbst das nur für kurze Zeit. Schließlich erwies sich der 1648 geschlossene Westfälische Frieden zu Münster und Osnabrück, der den mörderischen Vorgängen der vorangegangenen Jahrzehnte ein Ende bereitete, nicht als ein Durchbruch zu einer neuen, sich „teutsch“ gebenden Reichsgesinnung, sondern als ein Sieg der absolutistisch regierenden Einzelfürsten, wodurch sich das Heilige Römische Reich, das sich schon vorher aufzulösen begann, immer stärker in ein in unzählige souveräne Fürstenstaaten, Bistümer und Grafschaften aufgespaltenes „Monstrum“ verwandelte, in dem es keinerlei politische, religiöse, soziale oder sprachliche Einheitsbestrebungen mehr gab. Und damit blieben auch die halbwegs reichspatriotisch gemeinten Bemühungen der verschiedenen Sprachgesellschaften und der mit ihnen verbundenen Literaten auf der Strecke. Obwohl sich viele Mitglieder dieser Organisationen – vor allem die Bürgerlichen unter ihnen – auch in der Folgezeit für die Durchsetzung einer „teutschen Haupt Sprache“ einsetzten, ja, diese gegen Ende des Jahrhunderts sogar an den Universitäten

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

als Vorlesungssprache einzuführen versuchten, erhielten sie dabei von jenen Fürsten, die in der Hofkultur Ludwigs des XIV. in Versailles die überzeugendste Manifestation eines absolutistischen Verwaltungs- und Lebensstils sahen, immer weniger Unterstützung. Deshalb bedienten sich auch viele der anspruchsvolleren Dichter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts weiterhin der Alamode-Sprache oder gaben zumindest ihrem Stil eine verstärkte Wendung ins Manierierte, Prunkvolle, Schwülstige, kurz: „Barocke“, um so mit der Prestigesprache ihrer „hochwohlloblichen“ Gönner Schritt halten zu können und nicht als „altmodisch“ zu gelten.

Vor allem in der Hofsprache blieben daher unter anderem Hauptwörter wie „advertisement“ (Benachrichtigung), „audience“ (Empfang), „avantage“ (Vorteil), „carriere“ (beruflicher Aufstieg), „chancellerie“ (Kanzlei), „compagnie“ (gesellschaftliches Zusammensein), „conference“ (Delegiertentreffen), „convention“ (Vereinbarung), „courtoisie“ (Höflichkeit), „delicatesse“ (Kostbarkeit), „discours“ (Redegewandtheit), „entree“ (feierlicher Aufzug), „equipage“ (Kutsche), „etat“ (Staat), „finance“ (Wirtschaftswesen), „ordre“ (Anordnung, Befehl), „parade“ (Aufmarsch), „plaisir“ (Annehmlichkeit), „ressort“ (Amtsbereich), „redoute“ (Maskenball), „seigneur“ (Herr), „trafic“ (Handel) oder „visite“ (Besuch) sowie Verben wie „concurriren“ (wetteifern), „controlliren“ (beaufsichtigen), „courtisiren“ (umwerben), „interessiren“ (sich gefügig machen), „menagiren“ (klug handeln), „observiren“ (beobachten), „ordoniren“ (Befehle erteilen), „pardoniren“ (verzeihen), „pousiren“ (sich beliebt machen), „refusiren“ (sich weigern) oder „revanchiren“ (rächen) durchaus gebräuchlich.

So viel zu den sprachlichen Ausdrücken, die sich auf die höfischen Verhaltensformen der häufig als „absolutistische Zwangskultur“ charakterisierten Ära des späten 17. Jahrhunderts beziehen.⁵ Die gleiche Fülle von aus dem Französischen entlehnten Wörtern findet sich stets dann, wenn man die damals ständig aufwendiger werdenden höfischen Festivitäten ins Auge fasst. So verwandte man etwa in diesem Zeitraum im Hinblick auf die „music“ der immer mächtiger anschwellenden Hoforchester – neben mancherlei italienischen Fremdwörtern – zusehends Satz- und Tanzbezeichnungen wie „ballet“,

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

„bourrée“, „chaconne“, „courante“, „gavotte“, „gigue“, „menuet“, „ouverture“, „polonaise“, „quadrille“, „sarabande“ und „suite“, um sich betont „alamodisch“ zu geben. Ja, selbst im Bereich der Instrumente sprach man in höfischen Kreisen nicht mehr von Fideln, Pauken oder Trommeln, sondern bediente sich meist aus dem Französischen übernommener Ausdrücke wie „cornet“, „hautbois“, „violet de gambe“ oder „violon“.

Angesichts dieser Entwicklung hat man oft dargestellt, dass an vielen deutschen Höfen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum mehr die deutsche Sprache, sondern überwiegend das Französische zu hören war.⁶ Und zwar gilt das sowohl für viele kleinere Fürstentümer wie Hessen-Kassel, Baden-Durlach, Sachsen-Gotha und Sachsen-Weimar als auch für einen inzwischen zur Großmacht aufgestiegenen Staat wie Preußen. Wer dort nicht als „honnête homme“ mit der nötigen „contenance“ auftrat, galt von vornherein als „Tölpel“ oder „ungehobelter Klotz“ und wurde von den Höhergestellten geflissentlich gemieden oder gar vor die Tür gesetzt. In diesen Kreisen konnte man erst dann „reussiren“, wenn man nicht nur einzelne französische „mots“ oder besser „bon mots“ in seinen teutschen Redefluss einfügte, sondern sich ausschließlich dieser Sprache, und zwar mit der nötigen „elegance“ bediente. Daher wurden Prinzen und andere Hochadlige schon als Kinder von französischen Sprachlehrern oder Gouvernanten in dieser Sprache unterrichtet und dann als Zwanzigjährige dazu angehalten, sich mit ihren Hofmeistern und anderen „serviteurs“ auf Kavalierstour nach Paris zu begeben, um sich dort mit den gesellschaftlichen Verhaltensformen eines „honnête homme“ vertraut zu machen und als französisch „parlirnde seigneurs“ zurückzukehren.⁷

Doch nicht genug damit. Diese mit der Bewunderung des französischen Absolutismus zusammenhängende „contenance“ griff in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts auch auf die Gelehrtenschicht des gehobenen Bürgertums über. Während in diesen Kreisen, wie gesagt, lange Zeit das Lateinische die weitaus verbreitete, ja, geradezu normative Sprache gewesen war, wurde jetzt sogar in dieser Schicht allmählich das Französische „dominant“, und zwar nicht nur als Sprache, sondern auch als Anleitung

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

zu einer dem Teutschen überlegenen würdevolleren Lebensart. An prominenter Stelle setzte sich dafür schon der junge Privatdozent Christian Thomasius ein, der 1687 im Rahmen der Leipziger juristischen Fakultät einer seiner Vorlesungen den Titel gab: *Welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen sollte?* und der darin seine Zuhörer aufforderte, sich die Franzosen vor allem im Hinblick auf Eigenschaften und Verhaltensformen wie „honneté, Gelehrsamkeit, beauté d’esprit, un bon gout und galanterie“ zum Vorbild zu nehmen.⁸ Doch nicht nur er, auch eine Vielzahl anderer Autoren unterstützte bereits im gleichen Zeitraum diesen Trend, wodurch selbst im akademischen Bereich die französischen Lehnwörter immer zahlreicher und die lateinischen zusehends geringer wurden.

Während also diese Form der an Frankreich orientierten „contenance“ zuvor weitgehend ein höfisches Merkmal war, wurde sie demzufolge um die Wende zum 18. Jahrhundert auch in der allmählich größer werdenden Schicht des gehobenen Bürgertums als maßstabgebend für die Verhaltensweisen eines „honnête homme“ angesehen und so eifrig und zugleich so „devot“ wie nur möglich nachgeahmt, wodurch die Fülle an französischen Lehnwörtern und der damit verbundenen als höfisch geltenden „manieren“ von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ständig zunahm. Ja, selbst an Büchern, die solche Verhaltensweisen als „normativ“ hinstellten, fehlte es keineswegs. Während im späten 16. Jahrhundert lediglich 38 und dann im 17. Jahrhundert bereits 173 Bücher dieser Art erschienen waren, stieg dementsprechend ihre Zahl im 18. Jahrhundert auf mindestens 400 an, die sich nicht mehr wie bisher vornehmlich an die Hofkreise, sondern auch an die sich zahlenmäßig vergrößernde Bildungsbourgeoisie wandten, um auch dieser Bevölkerungsschicht die Möglichkeit zu geben, sich durch eine erweiterte Kenntnis der französischen Sprache mit den als maßgeblich empfundenen Vorzügen der gesellschaftlichen, intellektuellen und künstlerischen „civilisation“ dieses Landes vertraut zu machen.

Ziehen wir dafür die als besonders „instructif“ geltenden Schriften von Julius Bernhard von Rohr heran, der in den späten zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts – im Gefolge von Friedrich Wilhelm Winterfeldts *Teutsche und Ceremonial Politica* (1700–1702), Gottfried Stieves *Europäisches*

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

Hoff-Ceremoniell (1715), Johann Christan Lünigs *Schau-Platz Aller Ceremonien* (1719) und Sinold von Schütz' *Fünff und fünfzig Discourse über die Sitten der Welt* (1728) – zwei besonders umfangreiche Werke dieser sich an den französischen „Ceremoniel“-Formen orientierenden gesellschaftlichen „contenance“ herausbrachte. Und zwar unterschied er dabei im Sinn der absolutistischen Ständeordnung in seinen Büchern *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren* (1730) und *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privatpersonen* (1728) trotz der für beide Schichten geltenden französischen Vorbilder so scharf wie möglich zwischen den gesellschaftlichen Verhaltensformen der Hofkreise und denen der als „Privatpersonen“ von den fürstlichen Residenzen ausgeschlossenen bürgerlichen Schichten. Im Hinblick auf die „großen Herren“ und ihre „Mitregenten“ behandelte Rohr dabei – neben dem Staats-Ceremoniel, den hochfürstlichen „Occupationen“, „Contracten“ und deren „Execution“ – vornehmlich höfische Rangfragen wie „Majoritäts“-Erklärungen, das fürstliche „Successions“-Wesen, die „Devotion“, welche sie als „Exzellenzen“ von ihren Untertanen erwarteten, die höfischen „Divertissements“ in Form von „Carnevals“-Belustigungen, musikalischen „Concerten“, „Illuminationen“ und „Masqueraden“, das Tafel-„Ceremoniel“ mit all seinen „Café-Services“, „Credenz-Tellern“ und „Confituren“ sowie andere im Hofleben vorkommende Amusements und Zeremonien, wobei er wie schon im 17. Jahrhundert die aus dem Französischen stammenden Wörter – im Gegensatz zu den deutschen Frakturlettern – in römischer Druckschrift setzen ließ, um sie als besonders bedeutungsvoll herauszustreichen.

Im Hinblick auf die „allgemeinen Handlungen“ des „Ceremoniel“-Wesens unter den als „Privatpersonen“ bezeichneten bürgerlichen Schichten wurden dagegen von Rohr vor allem jene „Manieren“ etwas genauer beschrieben, mit denen sich die durch Gelehrsamkeit oder finanziellen Reichtum ausgestatteten Vertreter dieser Klasse auszeichnen sollten. Und das betreffe nicht nur, wie er schrieb, ihre den Hofkreisen angepasste Kleidung „a la mode“, sondern auch ihre „Correspondenz“, ihr Komplimentierverhalten bei „Assembleen“ und „Visiten“, beim Besuch von „Comoedien“,

Der Einbruch des Französischen in die „Sprachmengerey“

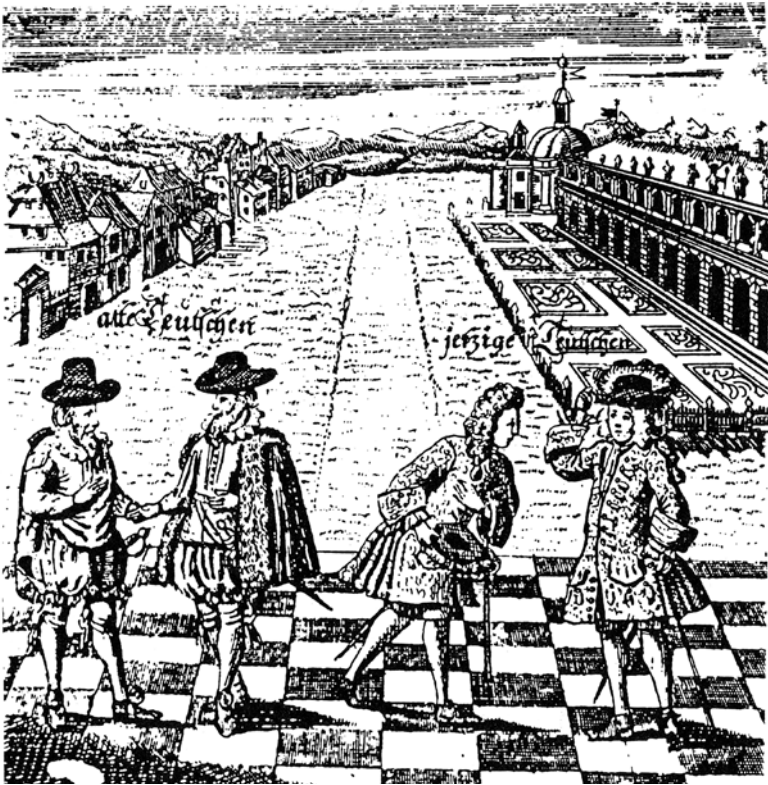


Abb. 2: Anonym: Titellillustration in Julius Bernhard von Rohrs „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen“ (1728)

„Divertissements“, „Music“ und dergleichen, sondern auch ihre Familien-„Affairen“, ob nun ihre „Verehelichungen“, den Ankauf von stattlichen „Buffets“, „Commoden“ und anderem „Emeublement“, die Verwendung von Wörtern wie „Bouillon“, „Compote“, „Confiture“, „Cotelettes“, „Crème“, „Delicatess“, „Fricassée“, „Gelée“, „Pralinee“ und „Ragoût“ im Rahmen der Speisekultur sowie ihr Verhalten der Schar ihrer „Bediensteten“ gegenüber, mit anderen Worten: welche an französischen Vorbildern geschulte